

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 4. Oktober 1917 1917

„Ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen...“

Von J. G.

Zu dem Redaktionsleben kündigt sich der Wechsel der Jahreszeiten durch verschiedene regelmäßig wiederkehrende Ereignisse an. Die nicht Weibes duldende Sonne hat die letzten Schneepuren auf Acker und Wiesen kaum vernichtet, da kommt auch schon der Redaktionsdiener mit einem Kofferpaket daher, in welchem ein „treuer Leier“ oder ein „mehrjähriger Abonnent“ vom Lande die ersten Weichen schiebt; dann vergehen wieder ein paar Wochen voll frühlingshaften — leider gewöhnlich nur heuchlerischen Sonnen Scheins, da flattert der Kofferträger zum Fenster herein, der „erste Schmetterling“ und drei Wochen später bringt der Postbote ein Schädeltchen, in dem es geheimnisvoll krabbelnd und summt, ein alter Verehrer unserer geschätzten Zeitung erlaubt sich uns die zuverlässigsten Frühlingsboten — die „ersten Maihäfer“ — zu übersenden. Dann kommen die so und sovielen Fuß hohen Kornähren, und die metaphorische „laure Gurke“, eine dem Journalisten sehr sympathische Spezies des Pflanzenreichs, dem während sie in Flor steht, tritt er den ihm kontraktlich zustehenden Urlaub an. Das Korn ist längst in die Scheune gebracht, der Urlaub ist zu Ende und ein Jahr der Arbeit liegt wieder vor uns, da erscheint denn der Redaktionsdiener zum ersten Male mit einer Karte „Hans Buchholz“, herzoglich besessener Hofschauwielser.

„Der Herr ist draußen, er will keine Aufwartung machen.“ Dieser Fall wiederholt sich am nächsten Tage wiederum; ein Künstler, eine Künstlerin wollen ihre Aufmerksamkeit machen, denn in den nächsten Tagen eröffnen die Theater der Großstadt, und die neuen Mitglieder lassen sich nicht nehmen, sich den kritischen Beifällen des ästhetischen Geschmacksorgans vor ihrem Auftreten zu präsentieren.

„Ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen...“

Das ist alles, was sie zu sagen haben. — Freut mich sehr, nehmen Sie Platz, erwidern wir. — Sie sind an das... Theater engagiert? — Ja wohl, Herr Doktor! — Für welches Fach? — Für Widelfinder und Hausknechte, Herr Doktor! — Schön, es war mir ein Vergnügen. — Morgen! — Morgen!

Das ist die kürzeste Form einer solchen Unterredung, der glänztigste Fall; nun gibt es auch Künstler, die ein milder empfindsames Gefühl haben, wann es an der Zeit ist — den ihnen angebotenen Platz zu räumen. Mitunter bringen sie Empfehlungen entfernt bekannter Zeitungskollegen mit, über deren private Verhältnisse sie uns aufs genaueste unterrichten zu müssen glauben, dabei lassen sie wohl auch gefälligst einfließen, daß sie dem kunstfertigen Publikum von Stritz an der Klatte rein den Kopf verdreht haben usw. Ein mit zweifelhafter Weisheit vorgebrachter Appell an unsere Nachsicht beschließt die Unterredung, zwischen Kritiker und Glattgesicht.

Die Götter und Halbgötter der Bühne vermag man sich, wenn ein nur etwas höfliche Entschlossenheit zu Gebote steht, bald „abzuklinken“. Anspielungen auf ihr unerhörtes Talent wird auch der rücksichtslose Zuhörer rechtzeitig abzuschneiden wissen, aber die Damen, die Damen! Und sie erscheinen meistens paarweise, das heißt, mit Mutter oder — Tante. Mama ist nicht selten mit einem ansehnlichen Bande ausgestattet, auf dessen Vortel das Monogramm der Künstlerin-Tochter ersichtlich ist. Das Innere des Buches enthält aber — Kritiken, aus allen Städten, die Elvira durch ihre Kunstleistungen bisher entzückt hat. Da ist alles färblich und genau eingelebt von dem Reiferen an, welches sich auf Elvira's erstes Bühnendebut bezieht, bis zu der solennen Abschiedsvorstellung in Brieten — an der Ober: ein Band Provinztheaterkritiken! Herz, was willst du mehr!

Aber die Mama der Künstlerin weiß, daß die Herren Journalisten nicht viel Zeit übrig haben, sie verlangt nicht, daß wir das interessen-

ante Sammelwerk, welches die künstlerische Laufbahn der Tochter skizziert, durchstudieren sollen, nur die „paar Zeilen (einhalf Seiten)“ sollen wir lesen, welche der Kollege von der „Briegener Wochenzeitung“ über Elvira geschrieben hat, als sie den Bewohnern der kleinen Oberstadt die Kränkung bereite, einem Rufe nach Berlin folgen zu wollen.

Hier, Herr Doktor, nur die paar Zeilen... Aha, ich danke. Wir lesen:

„Der Abschiedsabend, an welchem sich das geschätzte Mitglied unserer Bühne, Fräulein Schulze, in Goethe's immer wieder beifällig aufgenommenem „Hans“ als Gredchen präferierte, wird jedem Brieger lange in Erinnerung bleiben; die Erscheinung dieser Dame, die sich auch im privaten Leben durch taubelose Führung die Sympathien des Publikums erworben hat, die Wärme ihres Tons, die Fülle der genialen Züge, womit sie diese Rolle ausstattete, stempelt sie zu einer Gredchen-Darstellerin ersten Ranges, und wir können uns nicht entfallen, einen so genussreichen Abend verlor zu haben. Als Fräulein Schulze in der bekannten Szene, wo Hans bereits das Gift der Verführung in ihr Herz geträufelt hat, ängstlich und tiefbestimmt in ihrem häuslichen Kreise an der Nähmaschine sitzend, die jedem Brieger bekannten Worte sprach: „Meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer, ich finde sie nie und nimmermehr“, da ging eine Begeisterung durch das Haus, wie wir das selten hatten, und Fräulein Schulze mußte jene Worte noch einmal vortragen und noch einmal wiederholen; der Beifall wollte sich nicht legen, und wir gestehen ohne weiteres, daß wir selbst enthusiastisch in den betäubenden Applaus mit einstimmen... Wer die Kränze jenen Weg von den elstegierten Logen unseres Theaters auf die Bühne nahmen, wer die Herdoreure zählen wollte, welche das große Talent unserer scheidenden Tragödin würdigten, — wir nicht...“

Zu dem Tone geht es weiter, wir werfen nur einen Blick auf den Schluß dieses Artikels:

„... Wie wir hören, folgt Fräulein Schulze einem Rufe nach Berlin. Wie ungern wir uns mit mancher Theaterbesucher diese Dame scheidend sehen, es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir es doch einmal anzudeuten versuchen. Jedemfalls wird das schöne Talent dieser Briegerin der Muse, auf welches wir so oft aufmerksam gemacht haben, in der Reichshauptstadt flingenderen Lohn finden; ob der Wirkungskreis, welchen sie in dem im Verfall begriffenen Theaterbetrieb Berlins finden wird, ist ihrem Talent angemessen ist, das möchten wir übrigens bezweifeln. Wie sagt doch der Altheater Goethe: Es bildet ein Talent sich in der Stille! — Und so knüpfen wir daran nur die Hoffnung, daß Fräulein Schulze durch die Gunst unseres kunstfertigen Publikums etwas vorzogen, auf den ihr von uns vorgezeichneten Kunstwegen rüstig vorwärtsschreiten möge. Wir wiederholen es: sie besitzt ein großes Talent, welches auf dem richtigen Boden schöne Früchte treiben würde, und Brieger war dieser Wunden!...“

Wir versichern dem etwas reiferen Fräulein Schulze, welches an A-Theater als — dreizehnte Liebhaberin engagiert ist, und ihrer stolzen Mama, daß wir bei Beurteilung ihrer Leistungen stets der längenden Brieger Vergangenheit eingedenk bleiben werden. Fräulein Schulze tut etwas verächtlich, sie nicht stumm — und blüht öfters verwirrt zu Boden, die Frau Mama ist minder schüchtern, sie hätte nicht übel Lust, uns noch einen Auschnitt aus dem „Hyrier Kreisblatt“ zur Lesüre zu empfehlen. Mutter und Tochter entfernen sich endlich, ein paar Stunden später empfangen wir den Besuch eines anderen Paares. Mama führt das kritische Tagebuch ihrer Tochter gleichfalls mit; Elise soll am A-Theater kleine Naive spielen, eine Mitteilung, die uns etwas überrascht, denn Fräulein Elise macht uns den Eindruck einer — etwas gefeilteren Künstlerin. Die Mutter legt das Buch der Kritiken in unsere Hände, wir sollen die letzte Kritik lesen, zufällig schlagen wir die erste auf: Stadttheater in Halle, 25. Oktober 1872, Fräulein Schröder als „Lore“... Also vor zwölf Jahren, der Schein trägt doch nicht.

Die unverwundliche Naive gesteht mit einem — sehr kunstvolle Goldplomben bloßgelegenden Lächeln, daß sie vor der gestrigen Berliner Kritik gewaltigen Respekt habe, — daß sie mit Bittern und Wangen ihr Engagement antrete.

Kein Kritiker wäre so ungalant, diese Bedenken nicht sofort zu verschenden unter der Zusicherung billiger Nachsicht, und damit ist die Unterredung zu Ende.

Das sind die Debütanten, die Gäste, die Unbekannten; aber auch die Träger bekannter Namen fahren bei den Kritikern vor. Sie bringen sich nur in Erinnerung, ihre Höflichkeit verlangt Nachsicht, obwohl sie insgesam überzeugt sind, daß sie nur Lob verdienen und daß ihnen das selbe bei gerechter Beurteilung in überschwänglichem Maße zuteil werden muß. Ein großer Teil der Schauwielser bekränzt sich nur darauf, die Visitenkarte in der Redaktion abzugeben, und auf dem Tische des Theaterreferenten entfällt dadurch eine ganz interessante Sammlung von Visitenarten von dem A la minute gedruckten schollen Kärtchen der Provinzliebhaber bis zu dem handgroßen steifen Karton mit dem lithographierten Namen und Titel des Hofschauwielers. „Empfiehlt sich Ihrem Wohlwollen“... „Herr Nachsicht“ steht auf der Rückseite. Dieser stumme Modus ist den Kritikern erwünscht und hoffentlich tritt diese Vorleistung bald an die Stelle der persönlichen Präsentation, die beiden Parteien Zeit kostet, ohne etwas anderes als einen gewöhnlichen Brautenaustausch zu bezwecken. Beförderer in Provinzstädten ist die persönliche Vorleistung noch sehr üblich, und einzelne Künstler verfolgen ihre Opfer, wenn diese den Versuch machen sollten, sich zu verweigern, bis in ihre Privatwohnung.

Eine lebenswürdige, in Desterreich sehr bekannte Schauspielerin, die sich an keinem der verdienstvollen Defamations beteiligt hat, obwohl ihr Leben an pikanten und amüsanten Zufällen ziemlich reich ist, erzählte mir kürzlich ein Geschichtchen, welches zu dem hier behandelten Thema gehört.

„Es war in den Sechziger Jahren in G. Ich war als Naive an das Stadttheater engagiert worden, und da ich keine vielfache und keine Theatermutter hatte, mußte ich meine Wege allein machen. Ein paar mal hatte ich vergeblich gesucht, den Referenten des gelesesten Tages-Journals in seiner Redaktion zu sprechen, der Tag meines Debüts rühte heran, und ich hatte noch immer nicht Gelegenheit gefunden, mich dem geistreichen Dr. V. zu empfehlen. Gehen Sie in meine Wohnung! — rief mir eine Kollegin — er ist nämlich verheiratet. — Diesen Rat befolgte ich. Zur Visitenzeit begab ich mich nach der, in einer winkligen Sadgasse gelegenen Wohnung des Kritikers. Eine junge Frau mit einem genialen Lächeln öffnete mir, ihr Teint war unnatürlich, aber keineswegs durch die mir in ihren Wirkungen bekannte Schminke gerötet, und ein pikantes Küdenparfüm strömte mir entgegen. Offenbar hatte die junge Frau eben den Kochherd verlassen.

— Kann ich den Herrn Doktor sprechen?

— Tut mir leid — antwortete sie in unverwundlichem Desterreichisch — ich weiß nit, wo er jetzt allweil herumrennt, aber er muß gleich kommen; wenn's die Güte haben wollten, ein bißel warten.

Nachdem ich den Zweck meines Besuchs erklärt hatte, wurde ich in den „Salon“ geführt, und während mich die Redakteursgattin dahin geleitete, rief sie in eine offenbar nach der Küche führende kleine Seitentür: Salt, gib acht auf die Kudele, daß sie nit überfodern, hörst?

Wir standen im Salon. Aber bitte, legen's doch ein bißel ab, der Dextel muß ja jede Minute kommen, und skandalisieren Sie sich nicht, daß ich so schamvert ausschaue, aber wenn man in der Städ' nachschauen muß... Die junge Frau stand im Begriffe, ihr etwas lappiges Kuvert flüchtig in Ordnung zu bringen, als im antstehenden Zimmer Kindergeräusche erkante. Die junge Frau stand auf: Sie verzeih' ich, mein kleiner ist wohl! Und die Schleppe ihres Morgenrocks raselnd, verschwand sie.

Dann vernahm ich im Nebenzimmer unmusikalischen Gesang. „Seht dort auf steilen Höh'n, den Mann von edler Bi—ildung steh'n! Der „Kleine“ schien sich aber nicht beruhigen zu wollen. Die Mutter er-

schien endlich mit einem Stechflissen im Salon. „Er will nicht schlafen, der kleine Nigl.“ sagte sie, wieder ihren Platz einnehmend. Während sie den Säugling lieboste, bemühte sie sich, mich in die Chronique skandalöse des Theaters einzuwöhnen; diese ziemlich einseitig geführte Unterhaltung schlieferte den Kleinen endlich ein.

Die glückliche, aber vielfach in Anspruch genommene Mutter sprach ganz leise, aber ohne Komma, in einem fort. Nöthig wurde ein Brausen und Röhren vernehmbar, ein blecherner Topfbedel fiel klirrend zu Boden... Jessas Maria, sie hat's überfodern lassen! rief die kleine Redakteursfrau, — im nächsten Augenblick lag der Säugling in meinem Schoß, die Mutter stürzte zur Tür hinaus, in die Küche. Derselbe Mund, der eben erst die süßlichen Bärtchensbedrücke dem Baby zugeflüstert hatte, entlud sich jetzt in derberer Weise:

Du Gans, du Koden, du Urloch! ... Dann ging es klitz-klatz... ein Geräusch, dessen Ursache unerkennbar war; die schlecht gewarteten Kudele waren gerückt!

Jetzt klingelte es, und bald darauf trat der Hausherr in den Salon. Ich erhob mich, das schlafende Kind im Arm und stellte mich im Flüsterton dem Kritiker vor. Er sah mich mit großen Augen an, dann rief er sich das Ohr, er bekämpfte eine kleine Verlegenheit, dann kam es aber um so rüchichtsloser über seine Lippen: Ich muß Ihnen gleich sagen, daß Sie da bei unsen jungen Herren wenig Glück haben werden, wir haben in dem Erfolg für die Naive ein — Mädchen erwartet... Sie verstehen mich doch; — wenn ich Ihnen einen guten Rat geben soll, so vertuschen's die ganze G'schicht... Welche Geschichte? jagte ich schredensstarr.

— Na — die mit dem Kind! — flüsterte der Redakteur. Da kam gerade als deus ex machina die junge Frau wieder zur Türe herein: O Fräul'n, Sie sind doch nit böß, ich hab' ja ganz vergess'n auf den Kleinen, geben's ihn mir her!

Der Herr Doktor sah seinen Perle ein, und während seine Frau mit dem schlafenden Knäblein aus dem Salon verschwand, bemühte er sich, seine Ungeklärtheit wieder gut zu machen.

Er hat mir übrigens für das kleine Unrecht großmütig Satisfaktion gegeben, denn in den höchst wohlwollenden Rezensionen wurden an mir die schmeichlichsten Epitheta verschwendet, da wechelte stels der „jugendliche Liebreiz“ mit dem „lieblichen Jugendreiz“, bis ich endlich das Engagement wechselte.

So beschrieb mir die Künstlerin diese heitere „Vorfellung“.

Ein Beileidsbesuch.

Skizze von Erhard Weimer.

An der Eingangstür hat es geklingelt. Die junge Frau, die heute zum erstenmal Arouverleistung trägt und gerade damit beschäftigt war, den Schrant ihres gelassenen Mannes zu ordnen, unterbricht ihre Arbeit, um zu öffnen. Draußen steht ein fremdes Mädchen.

Die junge Frau: Was wünschen Sie?

Die Fremde (sehr schüchtern): Wenn ich bitten dürfte... ein Paar Minuten nur... ich hätte Sie gerne in einer Angelegenheit gesprochen.

Die junge Frau (erkaut, mißtrauisch): Mich? Aber ich kenne Sie ja gar nicht. Doch kommen Sie... hier die Tür geradeaus.

Die Fremde: Ich darf mich wohl setzen.

(Beide nehmen Platz.) Die Fremde (sorsichend): Es fällt mir wohlthätig sehr schwer, das richtige Wort zu finden, und ich habe auch lange geögert, ob ich Sie aufsuchen soll, gnädige Frau! Aber ich dachte... nun, ich wollte Ihnen mein Beileid ausdrücken zu dem Verluste, den Sie... den Sie erlitten haben. Herr Hans Martini, Ihr Gatte, ist doch kürzlich gefallen.

Die junge Frau (stalt und abweisend): Darf ich fragen, was Sie zu dieser... zu dieser Aeußerung der Teilnahme veranlaßt? Ich verstehe nicht...

Die Fremde: Deshalb kam ich ja, um Ihnen das zu erklären. Ich wollte nicht, daß Sie darüber länger in Unwissenheit bleiben sollen...

Die junge Frau (in aufdämmern-der Erkenntnis): Sie haben meinen Mann getannt?

Die Fremde nicht.

Die junge Frau: ... Können Sie mir vielleicht sagen, woher Sie ihn kannten, wie lange schon?

Die Fremde: Ich kannte ihn seit zehn Jahren, lange ehe er heiratete. Wir — er und ich — waren einmal, kurze Zeit, verlobt.

Die junge Frau: Sie waren seine Freundin?

Die Fremde: Nein. Wir waren regelrecht verlobt. Aber es wurde nichts daraus... Die alte Geschichte: Ich hatte keinen Pfennig Geld, und er verdiente damals auch noch recht wenig. Deshalb gingen wir auseinander. Ganz im Guten übrigens.

Die junge Frau (nach langer schwerer Pause): Von all diesen Dingen wußte ich nichts. Er hat mir niemals ein Wort von dieser... dieser Geschichte erzählt. Jedemfalls danke ich Ihnen für Ihre Aufreichtigkeit.

Die Fremde: Ich glaube, gnädige Frau, daß er in seiner Ehe sehr glücklich gewesen ist. Manchmal, so ungefähr, zwei, dreimal im Jahre pflegte er mit zu schreiben, rein freundschaftlich. Sie können es glauben. Er schrieb, um mich, sozusagen, zu trösten. Er muß wohl gespürt haben, daß ich ihn noch immer... liebte... ja, dafür kann man nichts Sie, gnädige Frau, werden mir verzeihen... ich hoffe wenigstens... jezt, wo doch alles vorbei ist...

Die junge Frau schweigt.

Die Fremde: Ich habe keine Ehe stets hochgeachtet, stets! Und halten Sie mich nicht für unverschämmt, weil ich heute gewagt habe, hierher zu kommen. Es wäre nicht geschicklich, wenn nicht dringende Gründe vorlägen...

Die junge Frau (hastig): Welche Gründe?

Die Fremde: Fürchten Sie nichts! Ich habe keinerlei Ansprüche. Aber es sind vielleicht noch einige Briefe da, die er im Laufe der Jahre von mir erhalten hat, ganz gewöhnliche Briefe, in denen keine Geheimnisse stehen, und ich dachte, daß er sie möglicherweise aufgehoben haben könnte. Es wäre mir nun sehr viel daran gelegen, diese acht oder zehn Briefe zurückzubekommen. So viele werden es wohl im ganzen sein.

Die junge Frau: ... ich... ich werde nachsehen, und wenn ich Ihre Briefe finde, so sollen Sie alles wieder haben.

Die Fremde: Ich danke Ihnen. Ja und dann...

Die junge Frau (mit nervöser Schroffheit): Es fällt mir schwer, Sie anzuhören, mein Fräulein Däne Sie tranken zu wollen... aber Ihre Mitteilungen kamen denn doch zu überraschend, gerade jezt, wo noch alles so frisch ist... glauben Sie nicht, daß es... daß es Eiferjucht... nein, dazu scheint kein Grund vorzuliegen... und ich bin überzeugt... aber, verstehen Sie mich recht, mit einem Male... Mit einem Male soll ich meine Trauer mit irgend jemand teilen, den ich gar nicht kenne, mit einer Fremden, die zur Tür hineingekommen kommt! Ich will Ihnen nicht wehthun! (Die Fremde erhebt sich.) Nein, bitte, bleiben Sie, bleiben Sie! (Verwirrt.) Sie wollten doch noch etwas, sagten Sie nicht... Die Fremde: Ich wage gar nicht... Die junge Frau: Sie müssen mir zugute halten, daß ich heute, ein wenig unbehilflich bin — entschuldigen Sie — Die Fremde: Ich hätte noch eine Bitte: Wenn ich... wenn ich ein Bild von ihm haben dürfte, irgend eine alte Photographie, die Sie entbehren können, oder, falls das nicht geht, etwas anderes. Sie würden mich mit einem kleinen Andenken glücklich machen! Sehen Sie gnädige Frau — Sie sind ja so reich gegen mich, so unendlich reich. Sie waren fünf Jahre lang mit ihm verheiratet, waren um ihn, haben ihn befehen, und er hat sie geliebt. Mit Ihrem Namen auf den Lippen, ist er vielleicht gestorben. Und jezt, wo er tot ist, bleibt Ihnen alles, was er gehabt hat, Sie sind umgeben von Erinnerungen. Aber ich! Was bin ich neben Ihnen? Ein Niemand, ein Stäubchen auf seinem Rod... Die junge Frau (herb): Sie sollten sich das Herz nicht so schwer machen, mein liebes Fräulein. Dann tun Sie auch gewiß unrecht daran, mich zu beneiden. Wenn er mir, wo Sie sagen, mehr kein konnte, so habe ich auch mehr verloren. Ihnen Sie denn, wie furchtbar, wie unau-

sprechlich furchtbar das ist, wenn auf einmal die Briefe ausbleiben und dann plötzlich die Nachricht kommt, er ist schwer verwundet? Man verliert vor Angst beinahe den Verstand. Bleibt er am Leben oder nicht? So bald es draußen klingelt, fährt man zusammen. Man wagt nicht auszugehen, aus Furcht, der Postbote könnte inzwischen kommen. Eines Tages dann kam er... Die Fremde: ... kam er?

Die junge Frau: Ja, vor fünf Tagen. Sein Hauptmann teilte mit, wie es geschah. Beim Sturm traf ihn die Kugel in die Brust, die Lunge wurde verletzt, zwei Wochen lag er im Lazarett, er hat schwer zu leiden gehabt... Ja, sehen Sie, mit einem Male hat man nun Gewißheit, aber man will nicht daran glauben. Man kann es nicht fassen, daß man jezt immer so allein beiben wird! Oh, ich habe für alles Glück teuer zahlen müssen... Sie werden künftig zwei Briefe im Jahre nicht mehr bekommen, aber ich... Die Fremde: Ich danke Ihnen für Ihre Güte, daß Sie mir das alles erzählen, Sie, die seine Frau waren, mir, die ich... Nun werden wir ihn nie mehr wiedersehen. Ich entfinne mich noch genau, wie er zu lachen pflegte. Dieses kindliche, lichernde Lachen.

Die junge Frau: Ja — konnten Sie das? Und wie er mit dem Finger schnippte, wenn er sich über etwas freute.

Die Fremde: Es knallte ganz laut, dieses Schnippen. Lieber er noch immer die schweren Zigarren, wie früher einmal?

Die junge Frau: Auch das wissen Sie noch?

Die Fremde: Oh, und wie wundervoll er Klavier spielte. Ich entfinne mich noch... die Beethoven-Sonaten... Die junge Frau: Es ist eine ganze Opernbibliothek da. Nebenan steht auch sein Flügel. Er pflegte immer des Abends zu spielen, ich konnte stundenlang zusehen, und Beethoven liebte er am meisten.

Die Fremde: Einmal, feinergeit, kamen ihm die Tränen in die Augen, so nahe ging ihm die Musik, vor lauter Entzünden mußte er weinen... (Pause.)

Die junge Frau: ... und nun kommen Sie, ich will einmal sehen, ob diese Briefe noch da sind, und vielleicht finde ich auch etwas für Sie, so ein — nun, so ein Andenken. (Mit einem schnellen Entschluß.) Wollen Sie mir vielleicht beim Suchen helfen?

Die beiden Frauen gehen in das Nebenzimmer, und während sie sich wechselseitig erzählen, vergeffen beide ganz, daß eigentlich zwischen ihnen eine Schranke liegt. (Vielleicht kommt das daher, daß ein gemeinamer Schmerz härter ist als alle solche Schranken.)

Vater und Sohn.

Von dem französischen Kanzler Henri Francois d'Aguesseau, dem sein Vaterland nachhaltige Verbesserungen in Gesetz- und Rechtspflege verdankt, weiß man, daß er Entscheidung von weittragender Bedeutung nur sehr langsam und immer erst nach sorgfältiger Prüfung aller in Betracht kommenden Umstände zu treffen pflegte. Sein Sohn, der gleichfalls Jurist war, bei dem man jedoch von des Vaters umfangreicher Bildung kaum einen Hauch zu spüren vermochte, war das Gegenstück von ihm. Eines Tages nun, nach einer recht scharfen Auseinandersetzung zwischen dem Kanzler und seinem unebenbürtigen Sohne glaubte letzterer seinem Vater einen scharfen Lieber verzeihen zu können, indem er spöttlich sagte: „Vester Vater, Sie wissen alles und entscheiden doch über nichts.“ „Und Du, mein Sohn“, antwortete lachend der Kanzler, „weißt nichts und entscheidest doch über alles.“

— Nach Ulland. „Warum gehen Sie eigentlich am Sonntag nie mit Ihrer Frau aus?“

„Das ist der Tag des Herrn!“

— N a h e l i e g e n d. Frau (zu ihrem beimfahrenden Manne): „Du bist ja wackelhaft!“

„Mein Wunder, bei dem Gunde-wetter heute.“

— S c h e d e n s t i n d. „Kann ich jemand von Deinen Eltern sprechen, Liebchen?“

„Nein, Papa ist auf seinem Bureau, und Mama bedauert, nicht zu Haus zu sein.“